

KULTUR IN KÜRZE

„Eine Frage der Chemie“ bestverkaufter Roman

Frankfurt am Main. Der meistverkaufte Roman des Jahres 2022 in Deutschland ist laut Media Control „Eine Frage der Chemie“ von Bonnie Garmus. Auf Rang zwei der erfolgreichsten belletristischen Hardcover folgt „Mimik“ von Sebastian Fitzek. Den dritten Platz belegt Dörte Hansen mit „Zur See“, teilte der Börsenverein des Deutschen Buchhandels gestern mit. Unter den Sachbuch-Bestsellertiteln mit Hardcover belegt „Du darfst nicht alles glauben, was du denkst“ von Kurt Krömer Platz eins, vor Marietta Slomkas „Nachts im Kanzleramt“ und „Die vierte Gewalt“ von Richard David Precht und Harald Welzer auf Platz drei. *dpa*

Alle wollen zu Chagall: Schon 100 000 Besucher

Frankfurt. Seit der Eröffnung am 4. November haben mehr als 100 000 Besucher die Ausstellung „Chagall. Welt in Aufruhr“ in der Schirn Kunsthalle Frankfurt gesehen. Das teilte das Museum mit. Die Schau zeigt das Werk des jüdischen Malers Marc Chagall (1887-1985) aus den 1930er und 1940er Jahren. Die Ausstellung zeichnet mit rund 60 Gemälden und Papierarbeiten die Suche des Künstlers nach einer Bildsprache im Angesicht von Vertreibung, Verfolgung und Emigration nach. *kna*

Kim de l'Horizon denkt über Geld nach

Mainz. Kim de l'Horizon spürt nach dem Buchpreis und dem Erfolg des Romans „Blutbuch“ eine Veränderung: „Plötzlich kann ich mir solche Sachen wie Essen-Bestellen leisten, obwohl ich da gar nicht auf großem Fuß leben will“, sagt er laut 3sat im Magazin „Kulturzeit“ kommende Woche. Erfolg und Auszeichnung geben demnach das Gefühl, „in dieser Gesellschaft plötzlich angekommen zu sein, aber mich auch jetzt fragen zu müssen: Wie gehe ich damit um? Ich glaube mit Geld, auch mit gar nicht so viel Geld, kommt auch irgendwie eine Verantwortung. Was man kauft, wo man das kauft et cetera.“ *dpa*



Kim de l'Horizon hat vor seiner Auszeichnung „unter dem Existenzminimum gelebt“. Foto: dpa

„Da ist eine unguete Trägheit eingekehrt“

Nach der Pandemie fehlt das Publikum – Carola Kupfer zur Situation der Künstler in Bayern

Frau Kupfer, hat sich die Kultur in Bayern von der Pandemie erholt?

Carola Kupfer: Nicht wirklich. Das Problem ist, dass sich durch Corona das Verhalten der Menschen verändert hat. Wenn man ins Theater geht oder ein Konzert besucht, dann sieht man eigentlich überall: Ja, die Leute kommen wieder und freuen sich auch – aber es sind nicht mehr so viele. Und das ist ein Riesenproblem.

Woran liegt das?

Kupfer: Die Menschen haben sich zum Beispiel daran gewöhnt, nicht ins Theater zu gehen. Das hört sich vielleicht komisch an, aber wenn man zum Beispiel während der Pandemie sein Abonnement gekündigt hat, dann ist die Hemmschwelle recht groß, sich jetzt wieder eines zuzulegen. Da ist eine unguete Trägheit eingekehrt.

Die Angst vor Corona spielt bei manchen Menschen aber doch auch noch eine Rolle.

Kupfer: Das stimmt. Es gibt eine große Anzahl vor allem älterer Menschen, die nach wie vor sehr vorsichtig sind. Obwohl Veranstaltungshäuser gut ausgeklügelte Lüftungssysteme haben, ist bei manchen ein komisches Gefühl geblieben.

Wie gewinnt man das Publikum zurück?

Kupfer: Ich glaube, die Veranstalter haben das Problem erkannt und ihr Programm so geändert, dass es möglicherweise etwas „spektakulärer“ ist und wieder neugierig macht. Es gibt ja viele neue Formate.

Haben Sie ein Beispiel?

Kupfer: Hier in Regensburg die Lichtinstallation „Genesis“ in St. Ulrich. Das ist kein klassisches Theater, kein Museum. Aber es ist kreativ, anders. Und das läuft richtig gut. Auch das Theater Regensburg geht neue Wege, hat sein Programm deutlich verändert. Ich glaube, das funktioniert. Man muss dem Ganzen nur ein bisschen Zeit geben.

Wie viel Zeit?

Kupfer: Das lässt sich pauschal leider nicht sagen, weil ganz viele Dinge mit reinspielen. Die Inflation ist ein Thema. Die Menschen haben weniger Geld in der Tasche. Ein Festival- oder Opernbesuch hat seinen Preis. Das kommt zu dem Energie- und Corona-Thema leider noch dazu. Außerdem können wir nicht kalkulieren, wie uns die großen Unbekannten der Weltpolitik reingrätchen.

Jetzt haben Sie die Energiekrise



Carola Kupfer ist die Präsidentin des Bayerischen Landesverbandes der Kultur- und Kreativwirtschaft (BLVKK) und Autorin aus Regensburg. Sie weiß, wie sehr die Pandemie die Kreativen gebeutelt hat. Doch manche, sagt sie, haben die Krise als Chance genutzt. Foto: Nike Kupfer

Ständige Konferenz für Kunst und Kultur

Ziel: Die SK3 will bürokratische Hürden bei der Kulturförderung abbauen. Künstler sollen sozial besser abgesichert sein, vor allem im Alter. Gefordert werden auch verbindliche Mindesthonorare bei staatlichen Förderungen.

Infrastruktur: Angebote wie Ateliers, Spielstätten, Ausstellungsräume oder Probenräume sollen flächendeckend zur Verfügung stehen.

Sparten: Vereinigungen aller Kunstsparten beteiligen sich.

Mitglieder: Unter anderem gehören zur SK3 der Landesverband für zeitgenössischen Tanz, der Verband Freie Darstellende Künste, der Landesverband der Kultur- und Kreativwirtschaft und der Verband für Popkultur in Bayern e.V.

schon angesprochen. Wie sehr belastet das die Branche?

Kupfer: Die Kulturstätten leiden ungeheuerlich. Das ist jetzt nach Corona die nächste Keule, und wir wissen auch noch nicht so recht, wie wir das in Bayern verkraften werden. Hilfen wurden zugesagt und auch noch einmal aufgestockt. Jetzt kommt es auf die Bedingungen an, unter denen die Gelder zugewiesen werden.

Sie sind im Austausch mit der Politik. Seit Ende November gibt es in Bayern die Ständige Konferenz für Kunst und Kultur in Bayern, kurz SK3. Ihr Verband ist Gründungsmitglied.

Kupfer: Die SK3 ist aus dem Corona-Begleitausschuss am Ministerium für Wissenschaft und Kunst entstanden. Darin haben wir zunächst die Singular-Interessen unserer Branchenverbände vertreten. Danach haben

wir in einem mehrtägigen Symposium festgelegt: Wir haben alle die gleichen Themen – und haben nun die SK3 gegründet. Und das Interessante ist jetzt: Plötzlich kommen die Anfragen. Wir hatten extrem schnell einen Termin im Ministerium. Durch den Zusammenschluss hat die Kulturbranche an Schlagkraft gewonnen.

In der Pandemie gab es die SK3

noch nicht. Sind Sie eigentlich mit den bayerischen Corona-Hilfen für die Kultur zufrieden?

Kupfer: Rückblickend hat Bayern im Gegensatz zu anderen Bundesländern sehr verzögert reagiert. Wir mussten da sehr laut werden, um überhaupt gehört zu werden. Das war nötig, um die Mittel, die dann irgendwann zur Verfügung gestellt wurden, auch so bereitzustellen, dass die Branche etwas davon hat. Dieses Maßschneidern, dass beispielsweise Solo-Selbstständige an Hilfen kommen, das war ein Akt. Gemeinsam mit dem Ministerium konnten wir aber tatsächlich Dinge entwickeln, die dann auch ge-griffen haben.

Aber Ihre Branche leidet noch unter der Pandemie. Nicht nur das Publikum bleibt teilweise daheim, es gibt auch weniger Kulturschaffende.

Kupfer: Die Branche hat sich extrem verkleinert. Denn ohne Arbeit kein Brot, sprich: Menschen, die freiberuflich tätig waren oder gekündigt wurden, haben sich andere Jobs gesucht. Und ein nicht unerheblicher Teil von ihnen hat dann gemerkt: Okay, hier ist es finanziell sicherer, da bleibe ich vielleicht erst mal. Das betrifft auch die Leute im Hintergrund: Ein Techniker oder eine Technikerin können überall arbeiten.

Dazu kommt, dass der Nachwuchs ausbleibt.

Kupfer: Selbst unser größter Umsatztreiber, die Computerspielbranche, sucht händeringend nach Leuten. Dieser Nachwuchsmangel ist ein Problem, weil wir das kreative Potenzial brauchen, um auch die großen Themen der Gesellschaft zu lösen – also zum Beispiel die Klimakrise oder die Überbevölkerung. Es braucht immer Leute, die auch mal ganz anders denken und dann zu spannenden Lösungen kommen.

Gibt es mit Rückblick auf die vergangenen zwei Jahre gar nichts Positives?

Kupfer: Doch, die Medaille hat auch eine positive Kehrseite. In der Krise war Zeit dafür, um über das eigene kreative Schaffen oder Geschäftsmodell nachzudenken und zu überlegen: Wie kann ich's besser machen? Das ist auch eine Chance. So sind in der Pandemie auch viele neue und gute Dinge entstanden – seien es Kooperationen, die vorher nicht da waren, oder tolle Ideen, die wachsen konnten, weil sie nicht im Tagesgeschäft untergegangen sind.

Das Interview führte Lorenz Nix

Das stille Ende einer großen Zeitung

„Toccata“ wird nach 38 Jahren eingestellt – Die Regensburger Fachzeitschrift war ein führendes Blatt für die Alte-Musik-Szene

Von Andreas Meixner

Regensburg. Stephan Schmid ist mit sich im Reinen. Im alten Traditionscafé „Zum goldenen Kreuz“ am Haidplatz sitzt der 67-jährige vor einem kleinen Stapel alter Ausgaben der „Toccata“, einer der wichtigsten Zeitschriften für Alte Musik der vergangenen fast vierzig Jahre. Sie ist jetzt Geschichte, im neuen Jahr wird es keine neuen Ausgaben mehr geben.

Das Ende zeichnete sich schon ab, als zuletzt die „Toccata“ nur noch als Online-Zeitschrift zu lesen war. Das stehe Schwinden der verkauften Abonnements, das mühsam gewordene Anzeigengeschäft und die steigenden Kosten gaben für Schmid den Ausschlag, sich als Verleger zurückzuziehen und die Herausgabe des zentralen Fachblatts der Alte-Musik-Szene einzustellen. „Ich war nicht nur ein leidenschaftlicher Verleger, sondern auch immer ein guter Kaufmann“, sagt er. „Deshalb kann ich jetzt

diese Entscheidung auch aus freien Stücken und ohne Gram treffen.“

Begonnen hat die Erfolgsgeschichte im Herbst 1985 mit der ersten Ausgabe im kompakten Klein-Format, damals noch monatlich. Ab 2002 wurde das Format größer und farbiger, dann im zweimonatlichen Rhythmus. Die Struktur blieb stets die Gleiche: Nachrichten, CD-Neuheiten und Rezensionen, Interviews, Festivalberichte und Terminschau.

Gut 15 000 Schallplatten und CDs wurden in den Jahren vorgestellt und ausführlich besprochen. Dazu wurden 500 mehrseitige Interviews mit den großen Stars der Alten Musik veröffentlicht. Ein enger Kreis von fünf bis zehn Autoren kümerte sich in über 300 Ausgaben beständig um die Inhalte der dicken Hefte, deren Seitenrandvoll in viel zu kleiner Schrift fast zu platzen drohten. Stephan Schmid war als alleiniger Herausgeber immer unabhängig, entwickelte ein



Stephan Schmid mit einer Ausgabe von „Toccata“ Foto: altfoto.de

eigenständiges, mitunter skurriles Layout, das über die Jahre zum Markenzeichen wurde. Für die Idee einer eigenen Zeitschrift gab er in den 1980er Jahren seinen soliden Beruf als Gymnasiallehrer für Deutsch, Geschichte und Sozialkunde auf und gründete kurz zuvor, zusammen mit den Brüdern Ludwig und Christof Hartmann, die heute international

renommierten Tage Alter Musik Regensburg. Infiltriert war der ehemalige Domschatz mit der Musik des Mittelalters, der Renaissance und des Barocks schon länger, mit seinem Schulfreund Ludwig Hartmann fuhr er schon einmal für ein Konzert mit Dirigent und Cembalist Ton Koopman acht Stunden nach Utrecht und durch die Nacht zurück.

Irgendwo auf diesen langen Strecken musste der Entschluss gereift sein, die Musik als Veranstalter und Verleger künftig zum Beruf zu machen.

Zu Ihren Hochzeiten hatte die „Toccata“ rund 2000 Abonnenten im deutschsprachigen Raum, dazu Leser aus der ganzen Welt bis nach Japan, Neuseeland und Amerika. Musikhochschulen und Universitäten gehörten zu den festen Beziehern der Regensburger Fachzeitschrift.

Als das Ende der „Toccata“ öffentlich wurde, waren der Schock und das Bedauern in der Fachwelt und bei den Alte-Musik-Liebhabern groß. „Ein Jammer!“ schreibt Thorsten Preuß, Redakteur des Bayerischen Rundfunks. Auch Kollegen anderer Verlage bekunden ihr Bedauern. So schreibt Johannes Mundry vom Bärenreiter Verlag: „Vom ersten Tag meiner Diensttätigkeit an war sie eine Begleiterin meiner Arbeit, die ich gern gelesen habe.“ CD-Labels und viele

Künstler verlieren nun auch eine der wesentlichen Plattformen der Szene. Wer gut rezensiert wurde, klebte sich die runden goldenen und silbernen Sticker gern als besondere Auszeichnung auf die CD.

Die vielfache Wertschätzung, die ihm gerade entgegengebracht wird, freut Stephan Schmid natürlich, auch wenn er in seiner zurückhaltenden und ruhigen Art nur wenig Emotionen zulässt. Die gesunde Portion an Pragmatismus und die Liebe zur Musik hat ihn über die Jahrzehnte zu einem bedeutenden Macher der internationalen Alte-Musik-Szene gemacht.

Im Mittelpunkt zu stehen ist seine Sache aber nicht. Dabei hätte er so viel zu erzählen an Anekdoten und Geschichten aus seinem Leben für die Alte Musik – als Veranstalter und Verleger. Aber da bleibt er lieber im Hintergrund. Und konzentriert sich nun ganz auf die Tage Alter Musik an Pfingsten. Als Verleger ist er Geschichte.